

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 6. Juni 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung.)

Hydia schwieg betroffen. Still schloß sie die Andenken ihres verstorbenen Kindes ein, und ging wieder ihren Geschäften nach. Das Wort Antoniens hatte gewirkt. Seitdem wurde sie wieder gleichmäßiger in ihrem Wesen, und Gatte und Kinder sahen von neuem die Liebe aus ihrem Antlitz leuchten. Antonie ging jetzt wieder täglich zu Helene hin, da eine Ansteckung nicht mehr zu fürchten war, und bald wurde ihre Samaritertätigkeit auch dort wieder in Anspruch genommen. Helene erhielt einen Brief von ihrer ältesten Schwester Leonore mit der Mittheilung von einer schweren lebensgefährlichen Erkrankung der Mutter. Als sie diese betäubende Nachricht ihrem Gatten vorlas, sagte er sogleich:

„Du wirst natürlich zu Deiner Mutter reisen.“

Helene dankte ihm mit einem innigen Blicke.

„Wer aber soll meine Stelle bei Dir währenddessen vertreten?“ fragte sie zögernd.

„Du fragst noch?“ entgegnete er rasch. „Wer anders als die treue Freundin, die edle, hülfbereite Antonie? Sie, die in der Stunde der Noth zu der bekümmerten Hydia eilte, um ihr den Trost der Freundschaft zu bringen, sie wird auch wissen, daß die Tochter an das Kranken-, vielleicht Sterbelager der Mutter gehört.“

Helene umschlang den Gatten und drückte ihr weinendes Antlitz an seine Schulter.

Er strich ihr beruhigend über das Haar.

„Fassung, meine Helene, Fassung! Bedenke, daß das Leben des Menschen in Gottes Hand ruht, in seinen Willen suche Dich zu ergeben.“

„Und was darf ich der Mutter von Dir sagen?“ fragte sie nach einer Pause.

Er drückte ihren Kopf fester an sich.

„Daß ich für ihre Kinder sorgen werde, als seien es die meinen.“

Helene richtete sich auf; ein eigenthümliches Leuchten strahlte aus ihrem Auge. Sie zog die Hand, deren Rauheit sie einst so gefürchtet hatte, und die sie jetzt so sanft liebte, bewegt und dankbar an die Lippen.

Am andern Morgen reiste Helene nach der ziemlich entfernt liegenden Stadt, in der die Mutter seit ihrer Wittwenschaft wohnte.

Es war bereits Abend, als sie dort eintraf. Der Schwester war ihre Ankunft telegraphisch angezeigt worden, und dieselbe erwartete sie am Bahnhof. Leonore, ein sehr hübsches, aber etwas

unzufriedenes aussehendes Mädchen von achtzehn Jahren empfing die Schwester mit eigenthümlich kühler Zurückhaltung.

„Was macht die Mutter?“ Das war die erste Frage, mit der Helene die scheu zu ihr Aufblickende begrüßte.

„Sie ist sehr krank und der Arzt hat sehr wenig Hoffnung!“ entgegnete Leonore und trocknete sich die Thränen aus den Augen. Dann warf sie einen raschen Blick auf Helenens kostbaren Pelzmantel, auf den eleganten Hut, die Zobelmuffe, und sagte, an der eigenen schlichten Kleidung heruntersehend: „Ich darf aber wohl gar nicht neben Dir durch die Straßen gehen, Helene. Was müssen die Leute denken, wenn die eine Schwester gleich einer Fürstin, die andere gleich einer Bettlerin gekleidet ist?“

Es lag etwas Bitteres in dem Ton Leonores, der Helene tief berührte. Sie machte sich einen Vorwurf daraus, daß sie nicht die Rücksicht genommen hatte, zu den in dürftigen Verhältnissen Lebenden in einfacherer Toilette zu kommen; aber ihr selbst hatten alle Gedanken an ihr Aeußeres so fern gelegen bei dieser Reise zu der kranken Mutter.

„Wie kannst Du jetzt an so etwas denken, Leonore?“ erwiderte sie daher vorwurfsvoll. „Man sieht daraus, daß Du trotz Deiner achtzehn Jahre noch ein rechtes Kind bist.“

„Doch schon erfahren genug, um nicht zu vergessen, daß meine Schwester die Frau Präsidentin von Grumbach ist und ich ein armes Mädchen bin, das ihr Brot einmal unter Fremden verdienen muß.“

Ein fragender Blick aus Helenens Augen traf das von einem finstern Ausdruck entstellte junge Gesicht; aber sie erwiderte nichts, sondern schritt schweigend neben der Schwester hin. Die Wohnung der Mutter war bald erreicht. Sie bewohnte das obere Stockwerk eines kleinen Hauses. Die Treppe war eng und schlecht, die Zimmer niedrig, die Einrichtung dürftiger und geringer, als Helene sie in der Erinnerung hatte. Ein bedrückendes Gefühl übermannte sie; sie blieb einen Augenblick in dem Vorflur stehen, ehe sie die Hand auf den Drücker der Thür legte. Da öffnete sich dieselbe von innen und ihre jüngste Schwester Jenny kam ihr entgegen und preßte sie stürmisch ans Herz. Die sechzehnjährige Jenny war in ihrer ganzen Erscheinung noch mehr Kind als Jungfrau. Obwohl nicht so hübsch als Leonore, hatten ihre Züge doch einen freundlicheren, milderen, wenngleich jetzt tiefbekümmerten Ausdruck.

„Unsere Mutter stirbt!“ rief sie und brach in Schluchzen aus. „Bald werden wir ganz verwaist sein.“

Helene weinte mit ihr, während Leonore ernst und thränenlos zur Seite stand.

„Führe Helene auf ihr Zimmer,“ bedeutete sie dann die Schwester, „ich werde die Mutter währenddessen auf ihr Kommen vorbereiten.“

Jenny trocknete sich die Thränen und geleitete Helenen durch

einen dunklen Flur in ein dürftig möblirtes Zimmer, in dem ein Bett hergerichtet war.

„Daß es Dir hier gefallen, Helene,“ sagte sie und half der Schwester beim Umkleiden. Sie achtete nicht wie Lenore auf die Kostbarkeit der Garberobe.

„Nun erzähle mir alles, Jenny!“ bat Helene, die Kleine zu sich auf das niedere Kattunsofpha ziehend. „Wie ist das Unglück über die Mutter gekommen?“

Jenny brach wieder in Schluchzen aus.

„Ach, Helene,“ rief sie, „daß ich es aussprechen muß, aber die Armut ist es, die Mama aufs Krankenbett geworfen hat. Der Winter war so kalt, und wir hatten nicht das nöthige Geld für die Feuerung. Auch Mamas Mantel war zu dünn, und sie konnte sich keinen wärmeren kaufen.“

Helene athmete heftig; sie dachte der vielen Mittel, die zu ihrer Reise verwendet worden waren, und währenddessen hatten die Thrigen gedarbt.

„Warum wandtet Ihr Euch nicht an mich?“ fragte sie nach einer Pause vorwurfsvoll, „warum liebet Ihr es so weit kommen?“

Jenny senkte die Augen und sagte leise:

„Dein Mann hat uns eine reichliche Zulage in Deiner Abwesenheit geschickt; aber es ging alles hin, weil Mama hier und da Schulden zu zahlen hatte. Die gute Mama wollte uns, und besonders Lenore doch nicht ganz von den Zerstreungen unseres Alters ausschließen. Wir waren Mitglieder der Ressource hier geworden, Lenore machte im vergangenen Winter und auch in diesem einige Bälle mit, im Sommer gab es Landpartien, und da einige Bekannte ins Seebad gingen, so ließ sich Mama bereben, auch für einige Wochen dort Wohnung zu nehmen. Eine solche Erfrischung that uns allen noth!“

„Und ich wußte von dem allen nichts!“ klagte Helene. „O, Jenny, wie unrecht, mir nichts davon zu schreiben und ohne mein und meines Mannes Wissen solche großen Ausgaben zu machen, die zum mindesten unüberlegt waren.“

Jenny erröthete, sie wagte noch immer nicht, die Schwester anzusehen.

„Mama wünschte, daß wir gegen Dich darüber schweigen sollten,“ entgegnete sie befangen, „sie meinte, Du würdest dagegen sein, und dann —“

Ihre Wangen färbten sich noch höher und sie hielt zögernd inne.

„Weiter, weiter!“ fuhr Helene fast rauh fort und preßte die Hand auf das pochende Herz.

Jenny blickte jetzt auf und sah der Schwester ängstlich in die erregten Züge.

„Es mag ja nicht wahr sein; aber man hatte Mama aus M. geschrieben, Du werdest Dich von Deinem Manne scheiden lassen und Dich mit seinem Neffen, dem schönen, jungen Assessor von Grumbach vermählen. Da meinte Mama, wenn das geschehe, würde auch alles besser für uns werden. Du würdest nicht zum zweiten male einem Manne die Hand reichen, der Deine Familie in Dürftigkeit ließe.“

„Welche Phantasien!“ rief Helene in schmerzlicher Empörung. Also auch hier im Hause der Mutter hatte ihr leidenschaftliches Vergehen Unheil angerichtet; wie aber war es möglich, daraufhin Pläne zu bauen, sich auf so vage Ausichten hin in Sorge und Noth zu stürzen? Vor ihr stieg das Bild ihres Vaters auf und wenn je, so empfand sie es jetzt, wie schwer sie gegen ihn gesündigt habe. Aus diesem Nebel unklarer Anschauungen, aus dieser Leichtfertigkeit der Grundzüge hatte er sie emporheben wollen zum Licht, sie aber hatte die Hand, die ihr gereicht worden, in finsterner Verblendung nicht ergreifen wollen. War es da zu verwundern, wenn diese Hand ermüdete, das liebende Herz kühl, ja zuweilen hart geworden war?

„So ist alles nicht wahr?“ rief Jenny, in dem schmerzlich

bewegten Antlitz der Schwester lesend. „Ach, das wird Mama sehr betrüben; sie hatte noch immer gehofft, dadurch aus allen Verlegenheiten herauszukommen.“

Helene wandte sich ab, sie verbarg die Röthe der Scham, die ihr für die Mutter in die Wangen stieg. Arme Schwestern, also auch sie hatten schon gelernt, in leichtfertiger Weise selbst über die ehrwürdigsten Verhältnisse zu denken. Ach, auch sie war ihnen einst gleich gewesen, und wenn sie jetzt bedachte, welche schweren Kämpfe es ihr gekostet hatte, ehe sie zur Erkenntniß gekommen war, wurde es ihr schwer ums Herz für die Schwestern, deren einzige Stütze sie vielleicht bald sein sollte.

Lenores Eintritt unterbrach die weiteren Bekenntnisse Jennys; sie kam, Helenen zur Mutter zu führen. Mit welchem gemischten Gefühlen von Liebe und stillem Vorwurf trat die Tochter an das Bett der todtkranken Mutter. Die Näthin hatte sich von Lenoren sauber kleiden lassen, und saß halb aufgerichtet mit keuchendem Athem in den Kissen. Die bleichen entstellten Züge trugen noch die Spuren früherer Schönheit, und die großen wie vom Blick in eine andere Welt verklärten Augen ruhten voll Liebe und Sehnsucht auf der Eintretenden. War Helene doch ihr Lieblingskind, ihr Stolz und ihre Freude gewesen, als der Tod ihr alle nachgeborenen Kinder bis auf die beiden jüngsten entriß, die schon in einer Zeit geboren wurden, wo äußere Sorge das im Genuß dahin schwebende Leben zu verbittern begann. Durch die Heirat der schönen, gezeierten Tochter waren dann alle die Sorgen wieder ausgeglichen worden, und die Näthin hatte sich immer mehr in dem Glauben bestärkt, durch Helene müßten sie alle stets aufs neue mit Glück und Freude überschüttet werden. Wie bitter, als nun doch nach dem Tode des Vaters alles so anders kam, als der vornehme und wohlhabende Schwiegersohn, von dessen Macht und Ansehen sie mit zu genießen hoffte, sie mit mäßiger Pension in die kleine Stadt verbannte, wo sie sich einschränken lernen sollte. Was Wunder, daß sie diesen Schwiegersohn nicht mochte, der sich nicht geschämt hatte, der trauernden Witwe, als dieselbe nach dem Tode des Vaters von neuen Schulden beichten mußte, mit ernstestn Vorwürfen und Ermahnungen zu begegnen, daß sie die Tochter, deren frohe Heiterkeit sie allmählich in einen stillen Trübsinn sich verwandeln sah, tief beklagte, und eine freudige Genugthuung empfand, als sie hörte, Helene werde die alten Fesseln sprengen und ein neues besseres Loos ergreifen. Von strenger Moral, von Charakter, von dem Ernst des Lebens hatte die heitere leichtlebige Frau nie viel gewußt, und ohne böse Anlagen, ohne große leidenschaftliche Verirrungen, war sie herzlos und ohne Skrupel wie ein buntpfarbiger Schmetterling durch das Leben geflattert, immer nur bedacht zu genießen, angenehm die Zeit zu verbringen. Ihr Gatte, gleich leichtlebig und bis zu seinem Tode in seine muntere Frau verliebt, hatte ihr keine andere Lebensrichtung zu geben vermocht. Und jetzt stand sie, im Charakter noch ein Kind, durch Noth und Leid, das als ernster Mahnruf an ihr Ohr geklungen war, unberührt, eine gebrochene Blume vor dem Thore der Ewigkeit. Und wie das Leben schien auch der Tod den Ernst vor ihr zu verlieren. Trotz des Hustens und der Beängstigungen, die sie quälten, schob sie den Gedanken weit von sich, daß sie wirklich am Ziel des Lebens stehen könne. Als Helene daher in diesem Augenblicke, alles vergessend, und nur der Liebe gedenkend, die heute wie zu aller Zeit aus den todeskranken Zügen der Mutter ihr entgegenstrahlte, überwältigt an deren Lager in die Kniee sank, suchte diese den alten leichten Ton noch anzuschlagen.

„Was denkst Du, Kind? Ich glaube gar, Du weinst? Sei ruhig, Dir wird die Sorge um Deine leichtsinnige Mutter noch recht lange bleiben.“

Sie strich über das schöne Haar Helenens und sah ihr in die dunkeln, jetzt in Thränen schimmernden Augen. „Wie habe ich mich gesehnt nach Deinem Anblick, mein Liebling, meine gute, meine schöne Tochter. Nun aber sage, was ich so lang von Dir zu hören wünschte, wirst Du frei, wirst Du glücklich werden?“

Helene drückte die Hand der Mutter an die Augen: „O Mutter, ich bin so glücklich, als ich es sein kann an dem Lager eines Kranken, schwer leidenden Vaters.“

Die Rätthin sank zurück. „O, ich ahnte es, er läßt Dich nicht frei, der Tyrann, er bannt Deine Jugend und Schönheit an sein Siechenlager!“

„Mutter, Mutter,“ bat Helene und hob flehend die Hände, „nicht weiter so. Er gab mich frei, ich aber kehrte freiwillig zu ihm zurück.“

Die Mutter schüttelte den Kopf, sie verstand die Tochter nicht mehr und murmelte nur leise: „Armes Kind, armes Kind!“

Sobald die freudige Aufregung des Wiedersehens vorüber war, versank die Kranke wieder in die frühere Apathie, die ab und zu nur durch heftige Hustenanfälle unterbrochen wurde. Der Arzt machte, als er am Abend kam, eine sehr bedenkliche Miene.

„Die kommende Nacht,“ sagte er zu den sorgenvoll ihn befragenden Töchtern, „wird die Entscheidung bringen, ob die Lebenskraft noch groß genug ist, den Tod zu besiegen.“

Er gab einige Anordnungen und ging wieder. Die drei Schwestern rührten sich nicht mehr vom Lager der Kranken; auch diese sprach nur noch wenig, sobald sie aber Helenen an ihrer Seite erblickte, flog es jedesmal wie ein Freudenschimmer über ihr verfallenes Antlitz. Mitten in der Nacht fuhr sie empor, ihr Athem flog, ihr Hände zitterten. Sie schaute angstvoll um sich und als sie ihre Töchter erblickte, winkte sie alle drei an ihr Bett. War es nun doch die Ahnung des Todes, die über sie kam? Sie griff nach den Händen Lenores und Jennys und legte sie in die Helenens. Die Sprache versagte ihr; aber ihre Augen richteten sich bittend auf Helene, und diese verstand den Blick. Sie neigte sich zur Mutter und sagte feierlich:

„Ich habe keine Kinder, die Schwestern sollen von jetzt an meine Kinder sein.“
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Jon Nicolescu.

Rumänische Dorfgeschichte von Bertha Katscher.

Er war der Sohn einer armen Tagelöhnerin. Seinen Vater hatte er nie gekannt. Die Mutter sparte sich die Bissen vom Munde ab und arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend, damit ihrem Knaben nichts abgehe. Solange er klein war, glaubte er natürlich, das müsse so sein; als er jedoch größer wurde und denken lernte, sah er, daß es die meisten Bäuerinnen des Dorfes besser hatten und sich weniger abzurackern brauchten als seine abgöttisch geliebte Mutter. Diese Erkenntniß erweckte in seiner Seele den Wunsch, reich zu werden — so reich wie Pavel Niku, der angesehenste Bauer des ganzen Komitats, der nebst großen Weingärten und ausgedehnten Ackerfeldern wenigstens ein halbes Duzend Szallöse (eine Art Sennhütten), wo Hirten an die 600 fette Schafe und 100 Ziegen weideten, sein eigen nannte.

So reich zu werden wie Pavel Niku war Jons Jugendtraum. Mit Geduld und Zähigkeit steuerte er auf dieses Ziel los. Er ruhte nicht, bis es ihm gelang, als Gänsejunge bei Niku unterzukommen. Sein Fleiß und sein gefälliges Wesen machten ihn bald zum Liebling des ganzen Gesindes; doch das genügte seinem Ehrgeiz nicht — er wollte sich die Gunst des Brotherrn selbst erwerben. Doch was kümmerte sich der Großbauer viel um den kleinen Gänsejungen! Er hatte wahrlich andere Sorgen. Jon that gewissenhaft seine Pflicht und mehr als das, wenn er abends die Gänse im Stall untergebracht, half er der Bäuerin in der Küche oder sang der Kleinen, um drei Jahre jüngeren Sylvia schöne Schlummerlieder, so daß sie sich bald von niemand anderem zu Bett bringen lassen wollte. So verstrichen einige Jahre, Jon avancirte vom Gänsejungen zum Schweinehirten, aber auch als solcher mußte er seine freie Zeit der

wilden Sylvia widmen, denn nur, wenn er ihr die Sagen jener Gegend, die er alle kannte, erzählte, saß sie still; sonst tollte sie in Haus und Garten umher und trieb allerlei Unfug.

Unverdroffen arbeitete Jon Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr, brachte der Mutter seinen kargen Lohn und verschwendete nie einen Heller, damit seine arme Mutter sich nicht so sehr plagen müsse. Als sie einmal klagte, daß ihr geliebtes Kind sich keine Ruhe gönne, während die anderen Burschen sich unterhielten, tröstete er sie:

„Warte nur, Mütterchen, wir werden es noch gut haben auf der Welt. Laß mich nur machen! Eine Schuba (Pelz) und Katrinza (Schürze) sollst Du tragen, wie meine Herrin sie nicht schöner hat! Ich werde mein Glück machen, Mutter, ich weiß es bestimmt. Weißt Du, damals, als wir von der großen Kirchweih in Lugosso spät in der Nacht heimkamen, fiel eine Sternschnuppe gerade in dem Augenblick, als ich mir wünschte reich zu sein, so reich, wie Pavel Niku, der im bequemen Wagen heimfuhr, während wir in der kalten Winternacht zu Fuß gehen mußten. Und was man sich wünscht in dem Augenblick, wo eine Sternschnuppe fällt, das geht auch in Erfüllung.“

Jon hätte sein Leben trotz der Sternschnuppe wahrscheinlich als armer Teufel beendet, wenn sich nicht eines Tages etwas Furchtbares ereignet hätte, das seinem Leben plötzlich eine Wendung zum Guten gab.

Es war Feiertag. Mutter Niku kochte zu Ehren des heiligen Georg eine Nationalspeise. Auf dem offenen Herd prasselte das Feuer, der große Kupferkessel hing an der Kette herab und war mit Hammelfleisch und Bohnen gefüllt. Der Duft dieses rumänischen Lieblingsgerichtes erfüllte das Haus und stieg auch Sylvia in die Nase. Sie schlich sich in die Küche, um in einem unbewachten Moment in den Kessel zu gucken. Sie mußte zu nahe an das offene Feuer getreten sein, denn plötzlich stieß sie einen marterschütternden Schrei aus und lief, so rasch sie laufen konnte, in den Hof. Ihr Feiertagshemd*) brannte lichterloh. Der Oberknecht, die Magd, ja selbst ihre Mutter standen vor Schreck wie gelähmt da und vermochten kein Glied zu rühren, während Sylvia wie wahnsinnig im Hofe umherrannte und schrie. Plötzlich öffnete sich die Gartenthür und Jon trat mit einem Bündel Gras heraus. Auch er blieb eine Sekunde entsetzt stehen, doch dann hatte er die Geistesgegenwart, Sylvia nachzulaufen, deren goldblondes Haar bereits Feuer gefangen hatte, so daß die Flammen ihr Köpfchen wie ein Glorionschein umstrahlten. Er trug das schreiende Mädchen zum Brunnen, steckte es ohne Umstände in den vollen Wassereimer und zog es, nachdem er sich überzeugt, daß das Feuer gelöscht, wieder heraus. Mittlerweile hatte sich die Mutter so weit gefaßt, daß sie hinzueilte, um die Bewußtlose in die Stube zu tragen. Jon eilte nach dem Arzt. Als dieser eintrat, hatte Sylvia wieder die Augen aufgeschlagen, und wimmerte leise vor Schmerz. Wie sah das arme Kind aber auch aus. Ihr ganzer Körper war von Brandwunden bedeckt. Die Haare, Augenbrauen und Wimpern total abgefengt, der Arzt schüttelte den Kopf, versprach aber sein Möglichstes zu thun, um sie zu retten und ihre großen Schmerzen zu lindern. Wochenlang lag sie in ölgetränkter Leinentücher eingewickelt. An besonders schmerzhaften Stellen bekam sie überdies noch in Kaltwasser getauchte kalte Umschläge. Tag und Nacht mußte jemand bei ihr sein, denn das heftige Wundfieber wollte trotz aller Mühe des Arztes nicht weichen. Mutter Niku und Jon, der wegen seiner eigenen Brandwunden, die er sich bei der Rettung an den Händen zugezogen, eine Zeit lang die Schweine nicht hüten konnte, theilten sich in die Pflege der Patientin, Pavel kam, trotzdem er viel zu thun hatte, täglich einigemal vom Felde heim, um nach der Kranken zu

*) Die rumänische Nationaltracht besteht aus einem langen, spitzenbesetzt u. und buntgestickten Leinenhemd, einer bunten, golddurchwirkten Schürze und einem breiten Gürtel aus demselben Stoff. Im Winter kommt noch ein kurzer ärmelloser Pelz dazu.

sehen. Wohlgefällig nickte er auch dann dem halbwüchfigen Burschen zu, der so tapfer das Leben seines Kindes gerettet.

„Wirft es nicht zu bereuen haben, mein Junge, daß Du Pabel Niku einen solchen Dienst erwiesen,“ hatte er gesagt, als er von der Kirche heimkommend, von dem schrecklichen Unfall seinen Lieblings erfuhr. „Will's Gott, daß mein Kind wieder gesund wird, so spende ich der Kirche ein schönes Altarbild und Du darfst einen Wunsch aussprechen, der Dir schon im voraus gewährt sei. . . Armer Junge, wie wund Deine Hände sind! Du bleibst, bis der Doktor sie austurirt hat, ganz bei uns — — —“

„Aber wer wird die Schweine hüten?“ fragte Jon schüchtern.

„Das soll Deine Sorge nicht sein. Es wird sich wohl noch jemand im Dorfe finden, der von Pabel Niku Geld verdienen will! . . . Du bleibst hier, hilfst, wenn Du kannst, der Bäuerin die arme Kleine pflegen, und wie gesagt, Du sollst es nicht zu bereuen haben, Pabel Niku läßt sich nicht lumpen.“

Tag für Tag grübelte Jon darüber nach, womit ihn der Bauer belohnen werde und welchen Wunsch er aussprechen sollte, falls Sylvia genesen würde. Zuerst dachte er daran, sich einen neuen Anzug zu wünschen. Der seinige war schon gar zu schlecht, zu kurz und zu eng. Er schämte sich, Sonntags damit in die Kirche oder zum Tanz zu gehen. Ein rumänischer Bursch geht, wenn er nur halbwegs gut gewachsen und sauber ist, schon mit 14 Jahren auf den Tanzboden und hat seine Draguza (Liebchen oder Verlobte). Er, Jon, hatte freilich trotz seiner 16 Jahre noch keine. Seine Draguza waren — seine Zukunftsträume. Ihnen opferte er seine Lebensfreude und seine Jugend. Er mußte arbeiten und sparen, sparen und arbeiten, damit sie sich verwirklichten.

„Ach ja, es wäre sehr schön, wenn ich Sonntags in einem neuen, buntgestickten Hemd und einer neuen Schuba zum Dschöf (Tanz) gehen könnte! Ich würde mir auch Stiefel wünschen . . . Wie herrlich müßte es sein, neue blankgewichene Stiefel an den Füßen zu haben, statt der Bakantschen (eine Art Ledersandalen) und Lappen! Ich würde mit dem Herrn Stuhlrichter nicht tauschen!“

So dachte er. Doch verwarf er nach reiflichem Ueberlegen diesen Wunsch, denn ein neuer Sonntagsstaat brachte ihn ja seinem Ziel um keinen Schritt näher. Geld wollte er verlangen, Geld! Zehn Gulden hatte er sich bereits im Laufe der Jahre erspart; sie lagen wohlverwahrt in einem Strumpf im Strohsack seiner Mutter. „Mit Geld kann man alles erlangen,“ hatte er einmal Simeon, den Dorfweisen, sagen hören. Mit Geld wollte er sich auch ein Gut kaufen, so groß wie dasjenige Vater Pabels. — — — — —

„Wasser, Wasser, ich verbrenne! Jon, guter Jon, rette mich!“ schrie Sylvia in ihren Fieberphantasien und unterbrach damit die Grübeleien ihres Retters.

Er sprang auf, legte ihre frische Kalkwasserumschläge auf, richtete ihr die Kissen zurecht und reichte ihr einen beruhigenden Trank. Sie schlief auch bald wieder ein und Jon sagte sich, daß es ein Unsinn sei, darüber nachzudenken, welchen Wunsch er sich von Pabel erbitten solle, ehe Sylvia gesundete. Wird sie überhaupt gesunden? Der Doktor selbst zweifelte daran. Es gab ja kaum eine unversehnte Stelle an ihrem Körper und das Fieber ließ nicht nach — — — Und wenn sie gesundete? Wie wird das früher so hübsche Mädchen aussehen? Gewiß ganz entsetzlich entstellt. Welch ein Jammer für die Eltern und Sylvia selbst! Sie zählte jetzt 13 Jahre. Sie wird bald ein heiratsfähiges Mädchen sein. Aber wer wird sie heiraten? Ein wohlhabender, hübscher Bursch gewiß nicht Wenn sie jemand nimmt, so geschieht es nur, um Pabel Nikus Schwiegersohn zu werden. Garnicht so übel. Das wäre ja gleichbedeutend mit zukünftiger Herr und Gebieter auf dem schönen Bauernhof . . . Eine jähe Röthe schoß in seine Wangen . . . Wie wenn er selbst? . . . Die Sternschnuppe hat ihm ja Glück angedeutet . . . Aber er wagte nicht, daran zu glauben. Er, Jon Nicolescu, der arme Schweinehüter, Schwiegersohn des reichsten

Bauern im Komitat! Was würde Sylvia dazu sagen? Sie ist ihm gut, das weiß er, aber sie ist noch ein halbes Kind und bis sie zur Jungfrau heranblüht, können sich ihre Gefühle ändern.

„Was thut's?“ entfährt es halblaut seinen Lippen. „Ich darf mir ja etwas wünschen und ich wünsche mir Sylvia zur Frau! Sie mag dann wollen oder nicht, — wenn ich einmal das Jawort ihres Vaters habe . . . Was Pabel Niku verspricht, das hält er auch.“

Nach achtwöchentlichem, schwerem Schmerzenslager genas Sylvia. Ihr Vater spendete der Kirche das versprochene Altarbild, den heiligen Georg mit dem Drachen darstellend. Doch Jon wartete vergebens darauf, seinen Wunsch aussprechen zu dürfen. Als seine Brandwunden geheilt waren und man auch seiner Hülfe im Krankenzimmer nicht mehr bedurfte, stellte Pabel ihn als Knecht an und erhöhte seinen Lohn um das Doppelte. Statt drei Gulden monatlich bekam er sechs.

„Du bist ein brauchbarer Junge, aus Dir kann noch was Tüchtiges werden!“ hatte Pabel gesagt und ihm dabei wohlwollend auf die Schulter geklopft.

„Ich will Dein Schwiegersohn werden!“ hätte ihm Jon gern geantwortet, aber er beherrschte sich wohlweislich, denn er wußte, mit wem er es zu thun hatte und daß nur Geduld und Ausdauer ihn an sein Ziel führen konnten. Nun galt es vor allem, sich bei der Bäuerin einzuschmeicheln und Sylvias Gunst zu erhalten. Die Nermste, wie sah sie aus! Als man sie das erstemal aus all den nassen Tüchern, Bandagen und Verbänden schälte, mußte ihre Mutter, und auch der sonst nicht gerade weichherzige Niku die ganze Kraft zusammennehmen, um vor der Nekonvaleszentin sein Entsetzen zu verbergen. Das noch vor kurzem so bildschöne Mädchen bot einen grauenhaften Anblick. Nicht ein Härchen ihres üppigen blonden Haares war ihr geblieben, Augenbrauen und Wimpern schienen wie wegrasirt und das ovale Gesichtchen war über und über mit blutrothen Narben besät. Mit ihrer Schönheit schien auch ihre Heiterkeit und ihr froher Sinn während der langen Krankheit abhanden gekommen zu sein. Sie war kein Kind mehr, die Schmerzen und die Qualen hatten sie in wenigen Wochen zum Weibe gereift. Sie ahnte auch, wie entstellt sie sei, denn sie vermied es, mit Menschen zusammen zu kommen, wollte keine der vielen theilnehmenden Besucherrinnen sehen und versteckte sich sogar vor dem Hausgesinde. Ihrer Mutter bangte vor dem Augenblick, wo ihr Liebling nach einem Spiegel verlangen würde. Aber Sylvia schien durchaus nicht Lust zu haben, ihr entstelltes Ich zu sehen und die Fürsorge der Mutter, den kleinen Spiegel in der guten Stube zu verstecken, erwies sich als überflüssig.

Eines Sonntags morgens, als das ganze Hausgesinde in die Kirche ging, saß Sylvia, in Kissen gebettet, im Garten und blickte mit ihren großen, träumerischen Augen wie suchend umher; sie sollte viel in frischer Luft sein, deshalb hatte man sie in den Garten gebracht. Wie wohl ihr die Sonne that! Aber das Alleinsein war doch ziemlich langweilig. Plötzlich verklärte ein Lächeln ihre entstellten Züge — in der Gartenthür stand Jon Nicolescu, drehte verlegen seine Schaffelmütze zwischen den Fingern und wagte sich nicht recht weiter.

„Ah, Du bist's, Jon! Ich dachte schon, daß Du Dich vor meinem Anblick entsehest, weil Du Dich, seit ich außer Bett bin, garnicht mehr um mich bekümmert hast. Sag', Jon, aber sag' mir die volle Wahrheit — seh' ich sehr häßlich aus? Ich getrau' mich garnicht in einen Spiegel zu sehen!“

Jon trat dicht an das Mädchen heran und blickte ihr fest in die Augen, ehe er antwortete:

„Warum fragst Du gerade mich? Ich werde Dich niemals häßlich finden!“

„Mein Gott, wenn ich sehr entstellt bin, muß mich jeder häßlich finden, auch Du!“

„Nein, ich nicht,“ sagte er entschieden. „Doch reden wir lieber von was anderm. Ich will Dir sagen, weshalb ich mich in

den letzten Tagen nicht um Dich gekümmert habe und mich auch weiter nicht um Dich kümmern werde.“

Sie sah ihn so traurig an, daß er die Augen abwenden mußte, während er fortfuhr:

„Als ich Dich damals, um Hülfe rufend und von hellen Flammen umlodert, im Hofe umherlaufen sah, dachte ich an nichts anderes als daran, Dich, die ich von Kindesbeinen an kennen zu retten.“

„Wie soll ich Dir danken? Niemand hat sich meiner in der fürchterlichen Minute angenommen, wie Du. Vielleicht wäre es besser gewesen, Du hättest mich verbrennen lassen!“

„Sprich nicht so! Du bist mir auch keinen Dank schuldig, ich habe nur meine Pflicht gethan und Dein Vater hat mich auch belohnt.“ Er betonte das letzte Wort scharf.

„Hat er das?“ fragte Sylvia lebhaft.

„Ja, ich bin kein Schweinehirt mehr, sondern dritter Knecht auf dem Hofe. Und weißt Du, was die Leute munkeln?“

Sie schwieg und sah ihn fragend an.

„Ich hätte Dich nur gerettet und in der ersten Zeit Deiner Krankheit gepflegt, um mich bei Deinem Vater einzuschmeicheln.“

„Pfui! Die abscheulichen Menschen! Und deshalb hast Du Dich in der letzten Zeit garnicht um mich gekümmert?“

„So ist's! Heute habe ich Dich, während alle in der Kirche sind, aufgesucht, um von Dir Abschied zu nehmen.“

„Abschied?“ fragte Sylvia schmerzlich. „Du willst fort? Nein, nein! Das soll nicht sein, das darf mein Vater nicht zugeben — und ich auch nicht. Laß doch die Leute schwagen, was sie wollen.“

„Nein, es ist besser, ich gehe. Du bist noch ein halbes Kind und verstehst das nicht.“

„Ich bin nur um drei Jahre jünger als Du und wirklich kein Kind mehr. Vor meiner Krankheit war ich es noch, aber jetzt nicht mehr. Und wenn ich etwas nicht verstehe, sollt Du mir's erklären.“

„Nun denn, weil ich fühle, daß Du eigentlich kein Kind mehr bist, und weil ich weiß, daß Du aus Dankbarkeit stets freundlich mit mir sein wirst, muß ich aus dem Hause, um den Leuten die Mäuler zu stopfen.“

„Ich verstehe Dich wirklich nicht, Jon!“

„Wenn ich bliebe und Du mit mir freundlich thust, werden die Leute sagen, ich sei Dein Draguß!“

Sylvia lachte zum erstenmal seit ihrem Unfall belustigt auf und rief einmal über das andere:

„Du mein Draguß!“

„Und warum nicht?“ rief Jon jetzt mit zornig blickenden Augen. „Ich wäre Dir wohl nicht fein genug? Jon, der gewesene Schweinehirt und Sylvia, das einzige Kind des Pabel Niku! Es ist wirklich lächerlich, Du hast recht!“

Sylvia wurde sofort sehr ernst, als sie den Burschen so wild und zornig vor sich stehen sah.

„Warum nicht?“ lispelte sie. „Weil ich so häßlich bin! Du bekommst schon ein schöneres Liebchen, aber ich, ich werde nie einen Bräutigam bekommen!“ schloß sie bitterlich weinend.

„Es giebt im Dorfe häßliche Mädchen genug, die Freier haben. Die krumme Draga drüben hat sogar mit zwölf Jahren schon einen Mann bekommen.“

„Aber Du willst ja garnicht mein Liebster sein! Du fürchtest Dich ja, daß die Leute Dich für meinen Draguß halten könnten!“ rief Sylvia nun ihrerseits trozig.

„Ich mich fürchten?“

„Ja, Du fürchtest den Spott! Man würde Dich mit einer so verkrüppelten, häßlichen Braut necken — — —“

„Willst Du meine Braut und mein Liebchen sein? Du brauchst nur ja zu sagen und ich werde Dir beweisen, daß ich nichts

und niemanden fürchte, nicht einmal Deinen Vater!“ rief er entschlossen.

„Wenn Du's nur nicht noch bereust, Jon!“

„Ich weiß, was ich thue! Aber Dein Vater — — —?“

„Der thut, was ich will! Und bist Du nicht mein Retter?“ sagte sie zärtlich.

„Rede nicht davon! Sobald Du ganz gesund bist, führe ich Dich zum Dschöf, dann werden die Leute wissen, daß Du meine Braut bist — — —“

„Hei, hei, Grünschnabel, was schwagest Du da? Wäre nicht übel, meine Sylvia Deine Braut! Weiter nichts?“ fuhr der Bauer dazwischen, der unbemerkt in den Garten getreten war und die letzten Worte Jons gehört hatte.

„Vater, Jon ist und bleibt mein Draguß!“

„Niemals!“

„Doch! Er oder keiner! Als ich das erstemal nach dem heftigen Fieber zu mir kam und sah, wie treu er mich pflegte habe ich der Mutter Gottes gelobt, seine Frau zu werden oder falls er mich nicht wollte, nie zu heiraten. Und er will mich, Vater!“ schloß sie jubelnd.

„Das will ich glauben! Möchte den sehen, der Pabel Niku einziges Kind nicht wollte!“ brummte der Alte. „Die Geschichte muß ich mir erst reiflich überlegen. Jon ist nichts und hat nichts.“

„Du vergiffest, Vater, daß ich ihm mein Leben verdanke.“

„Und daß Ihr Euer Versprechen noch nicht eingelöst habt!“ fügte Jon, der bislang sich stumm verhalten hatte, bescheidenen Tones hinzu.

„Mein Versprechen? wüßte nicht, welches?“

„Ihr sagtet, wenn Euer Kind gesund würde, dürftest Du mir von Euch erbitten, was ich wollte. Habt Ihr vergessen, Bauer? Ich nicht. Und ich wünsche mir Sylvia zur Frau. Sie soll's nicht zu bereuen haben.“

Mit schweren Schritten und finster zusammengezogenen Brauen durchmaß Pabel einigemal den Garten. So oft er an Sylvia vorbeikam, warf er einen verstohlenen Blick auf ihr entstelltes Gesicht und einen prüfenden auf Jon, der ruhig und siegesgewiß neben ihr stand. Der Alte besand sich in einer Zwickmühle. Ein der Mutter Gottes gegebenes Gelübde brechen, hieße neues Unglück auf sein Haus beschwören . . . Aber ein Schwiegersohn, der nichts, rein nichts besaß als seine jungen, kräftigen Arme! Freilich war er auch ein hübscher Junge, ein fleißiger und strebsamer Junge. Und Sylvia? Ein schwerer Seufzer entrang sich seinen Lippen. Wie ganz anders hatte er sich den Mann seines Kindes gedacht! Wenn er es aber genau überlegte, war es vielleicht noch ein Glück, daß Jon sie verlangte. Jon war nicht nur ein tüchtiger und braver, sondern auch ein Junge, der sein Weib ehren und glücklich machen würde. Und Sylvia liebte ihn! . . . Wenn sich früher oder später vielleicht doch noch ein anderer Freier einfänden sollte, so würde der sie nur ihres Erbtheils wegen heiraten, das schöne Gut verwirtschaften und sie vielleicht gar mißhandeln. Armes Mädchen! Die Thränen traten dem alten Mann bei diesem Gedanken in die Augen. Er trocknete sie und sagte dann:

„Pabel Niku hat noch immer sein Wort gehalten und wird es auch Dir halten, Jon. Sobald Sylvia ganz gesund ist, holst Du sie zum Dschöf (Tanz) ab. Zum Heiraten seid Ihr beide noch zu jung. Hochzeit wird erst über's Jahr gemacht, und jetzt — kommt essen!“

Wie Pabel Niku es gewünscht, so geschah's. Sylvia und Jon wurden im darauffolgenden Jahre am Tage des heiligen Georg ein Paar. War das eine Hochzeit! Nach zwanzig Jahren noch sprach man im Dorfe voll Bewunderung davon. Drei Tage und drei Nächte dauerte das Schmausen und Tanzen . . . Nach zehn Jahren war Jon Nicolescu Alleinherrscher auf dem prächtigen Bauernhof, den er durch Fleiß und Klugheit ums Doppelte erweitert hatte. Alles, was er erstrebte, war erreicht. Sylvia, deren Narben mit

der Zeit verblaßt waren, galt für ein recht hübsches Weibchen, und er brauchte sich ihrer keineswegs zu schämen. Mutter Nicolescu aber bewohnt das schönste Zimmer in dem großen Bauernhause und trägt auf ihre alten Tage, wie Jon ihr versprochen, die schönste Schuba und die prächtigste Katrinza.

(Nachdruck verboten.)

Das Probejahr.

Erzählung von Franz Werner.

(Fortsetzung).

Da war die Ida vom Ortschulzen. Geld? Ja! Fleißig? Sehr, — sie arbeitete für zwei. Schön? Hm, — ein Gesicht, auf dem der Teufel Erbsen gedroschen*), und aus dem zwei kleine Neuglein mit ewig rothen Augenlidern herausfahen, hat noch kein Mensch schön gefunden. Fräulein Minna aus dem Dorfstruge war schon eine andere Person. Schönes Neußere, schönes Geld; ihr Vater war ein Erzgauner und betrog Juden und Christen, d. h. wenn sie es sich gefallen ließen, aber das Dämchen war bequem, sehr bequem. Sie hatte ein Mädchen zu ihrer eigenen Bedienung, und es war anzunehmen, daß sie diese Annehmlichkeit auch in der Ehe würde fortsetzen wollen. Würde das Einkommen des zukünftigen Gemals hierzu nicht ausreichen, nun, so müßte dieser selbst das Amt einer Zofe verrichten. Das war klar! Heinrich aber verspürte wenig Lust, dereinst der Sklave seines Weibes zu werden. Nun ließ man den prüfenden Blick in die Ferne schweifen, aber auch vergebens. Es war sehr schwer, eine passende Partie zu finden; der Heiratskandidat hatte sich das viel leichter vorgestellt. Mädels in Hülle und Fülle, aber jedesmal fehlten eine oder zwei der genannten kostbaren Eigenschaften.

„Kott's Diefse,“ sprach die Mutter, „die hole Dir, und Du bekommst eine bescheidene, fleißige und nette Frau.“

Heinrich schwieg und dachte an jenen Abend in der Laube.

„Was, die?“ rief der Vater, „die hat doch kein Geld!“

„Etwas Geld hat sie wohl!“ meinte die Mutter.

Aber der Eheherr belehrte: „Etwas Geld ist kein Geld! Wann bekommt sie es denn überhaupt? Doch nur nach Kott's Tode.“

Und nun wandte er sich an den Sohn: „Das merke Dir, Heinrich, die Mitgift läßt Du Dir gleich am Hochzeitstage bar auszahlen oder in sicheren Papieren übergeben. Geschieht das nicht, so giebt's in 99 von 100 Fällen Streitereien und Prozesse.“

„Aber Junge, ich meine, die Diefse würde Dich lieben!“ erhob noch einmal Frau Zech ihre Stimme.

„Ja, Mutter, das ist wohl recht schön, aber von der Liebe wird man nicht satt, die findet sich später von selbst!“ entgegnete der kluge Sohn.

Der noch klügere Vater aber höhnte: „Was nützt ein schöner Teller, wenn nicht's drin ist!“

„Dann macht, was Ihr wollt!“ sprach Mutter Zech, stand auf und ging hinaus.

Die Zeit eilte. In vier Wochen war Weihnachten, und die beiden Männer sahen ein, daß sie in einem Punkte die Anforderungen herunterzuschrauben mußten, wollten sie zum Ziele gelangen. —

In Zweidorf wohnte Heinrich's Vate Krüger. Er war ein fetter Bauer und hatte eine heiratsfähige Tochter Bertha. So ganz häßlich war sie nicht, allerdings hätte zu dem dicken Gesicht eine größere Nase harmonirt. Die ihre war kaum zu erkennen, obgleich sie sich kühn nach oben schwang, sodaß es ihr bei Regenwetter unbedingt hineinröpfeln mußte. Auch hatte sie brennend rothes Haar, doch das ist Geschmacksache. Dafür aber bekam sie

*) Pocken gehabt.

einen anständigen Wagen mit und fleißig war sie sehr. Der angehende Bräutigam setzte sich in Wicks und fuhr stolz mit dem elterlichen Fuhrwerk nach Zweidorf in die Freie.

Freundlich wurde er aufgenommen, und er trug dem Vater sein Anliegen vor.

„Was sollst' denn in Thalheim werden?“

„Hauswart an der höheren Mädchenschule!“

„Was ist das?“

Er erläuterte.

„So, weiter nichts, bloß ein Schuldiener wirst? Ein Diener ist ein Knecht!“

„Was?“

„Nun, nun, beruhige Dich, und wenn Du könntest an der Schule der Direktor werden, für einen Städter ist meine Tochter nicht. Bauer zum Bauer, das hat Art. Wollen mal die Bertha selbst hören.“

Er öffnete die Thür zur Küche und rief.

Sie kam.

„Hör' mal, möchtest' einen Stadtmenschen heiraten?“

„Wer, ich?“

„Ja, Du!“

„Wobon sollt' ich in der Stadt leben? Auf den Steinen wächst nichts.“

„Es giebt alles zu kaufen.“

„Nehmen, was die andern übrig lassen? Haus und Hof, Acker und Vieh muß ich haben. Wer will mich denn? Doch nicht der?“ fragte sie schnippisch, machte einen Knix und verschwand.

„Hast' gehört? Mußt Dich schon anderwärts umschau'n.“

Der abgewiesene Freier empfahl sich schleunigst und kam nach Haus.

„So sieht kein Bräutigam aus!“

„Bin auch keiner, Vater!“ war die Antwort.

„Keiner, warum nicht?“

„Hab'n Korb bekommen.“

„Einen K . . .?“ — —

Weidlich schimpfte der Alte, und erst nach acht Tagen beruhigte er sich.

Die Mutter sagte nichts.

Es dauerte geraume Zeit, ehe dies der Herr Freier einigermaßen verwand. Er trug den Kopf nicht mehr so hoch, sein Selbstbewußtsein hatte einen derben Stoß bekommen.

„Weißt,“ sagte eines Tages der Vater, „jetzt wirst' dem aufblasenen Vater zeigen, daß Du seine Bertha garnicht brauchst, geh' zur schönen Minna. Sie hat bei Dir nichts zu thun, die Stadtweiber thun überhaupt nichts, da paßt sie hin. Ist sie gar zu träge, so mußt Du auf, wofür bist' denn Mann!“

Heinrich mochte nicht, ihm ahnte Unheil, auch hatte er das Vertrauen zu sich selbst fast verloren. Aber sein Vater ließ nicht nach, und so fügte er sich.

Den zweiten Korb brachte er heim.

„Ich will einen Herrn heiraten und keinen Diener!“ lautete die höhnische Antwort.

Der Vater war sprachlos, der Sohn trostlos, die Mutter schwieg.

Natürlich hielten die Betheiligten nicht reinen Mund, und so wußte bald jedermann, der schöne Husar habe ein paar schöne Körbe bekommen. Die Schadenfreude war groß. Wunder hatte man gedacht, was er für ein hohes Thier werden würde, und nun? Nur ein Schuldiener, und dabei diese Raupen im Kopf und so reich heiraten wollen!

Der verunglückte Heiratskandidat ging tief sinnig umher, und als ihm einst der Briefträger eine Postkarte überbrachte, auf welcher der anonyme Schreiber ihm den Rath erteilte, sich noch mehr Körbe zu holen und statt des Schuldieneramtes einen Korbhandel anzufangen, ließ er sich weder hören noch sehen. Er schämte sich

grenzenlos und hätte am liebsten auf und davon gehen mögen. Unsterblich war er blamirt, und er wußte bestimmt, daß er aus der Heimat und deren näherer Umgebung kaum eine Frau bekommen würde. Das Landvolk ist eigensinnig, und Nothnagel will niemand sein. Indessen verging ein Tag nach dem andern. Die Anstellungs-urkunde vom Magistrat traf ein, aber eine Braut besaß er nicht. Verschiedene Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Was sollte er beginnen? Er überlegte hin und her. Unmöglich konnte er auf die Stelle verzichten, denn wenn es gleich selbstverständlich war, daß die Thalheimer höhere Mädchenschule bis Ostern noch zehnmal einen Hauswart bekam, so wollte er doch nicht wortbrüchig werden. Zudem wußte er sehr genau, daß es eine große Frage sei, ob er seiner mangelhaften Schulbildung halber je eine derartig dotirte Lebensstellung erhalten würde. Thalheim war ferner eine schöne und nicht zu theure Stadt und das Amt eines Schuldieners ein angenehmes. Im Sommer war sehr wenig zu thun, die Hauptarbeit fiel in die Wintermonate, weil er dann eine Menge Zimmer zu heizen hatte. Dies hatte er aus seiner Bestallung gelesen, in welcher seine Dienstobliegenheiten einzeln aufgeführt waren. Er mußte also die Stelle antreten und — mußte heiraten. Aber wen? Hätte er damals nur nicht so unendlich herzlos gegen Lieschen Rott gehandelt, aber so? . . . Trotzdem sagte ihm eine innere Stimme: Sie wird Dir verzeih'n, versuch's nur. Aber wie sollte er sich ihr nähern? Da beschloß er, mit seiner Mutter zu reden und sie um ihren Rath zu bitten.

Vater Zech fuhr eines Mittwochs in die Stadt zum Wochenmarkt, und Mutter und Sohn waren allein in der Stube. Die Gelegenheit war günstig.

„Mutter,“ begann Heinrich, „wie soll ich nur zu einer Frau kommen?“

Sie lächelte. Absichtlich hatte sie geschwiegen, mochte er nur erst mit sich selbst im Reinen sein und seinen Hochmuth abgelegt haben, dann würde er ihr schon kommen.

„Ja, mein Sohn, das weiß ich nicht.“

„Aber hilf mir doch!“

„Wie kann ich Dir helfen? Ich bin alt und weiß in der heutigen Welt nicht Bescheid.“

„Mutter, vergieb mir, daß ich Dir damals zu nahe getreten bin.“

„Das hab' ich schon längst gethan; wir Mütter sind ans Vergeben gewöhnt.“

„Dann sei gut und gieb mir einen Rath!“

„Einen Rath? Vater und Du, Ihr seid kluge Leute, mit Euch kann ich nicht mit.“

Aber Heinrich stand auf, legte den Arm um sie und herzte sie. Sie fragte: „Was soll ich denn für Dich thun?“

„Ich möchte Lieschen Rott heiraten!“

„Die hat doch kein Geld!“

„Ich kann meine Frau allein ernähren.“

„Wenn aber die Familie zahlreich wird?“

„Auch für Kinder werd' ich zu sorgen wissen.“

„Mit einem mal? Hast Dich sehr geändert, mein Sohn.“

„Gottlob ja, ich wünschte nur, ich wär gleich dieser Ansicht gewesen, dann hätte ich mir viel erspart.“

„Durch Schaden wird man klug. Heirate doch die Liese!“

„Wird sie mich aber auch wollen?“

„Mußt sie fragen, Heinrich,“ lachte die Alte, „wie stehst Du denn mit ihr? Du warst doch da, erzähle!“

Heinrich erzählte und verschwieg nichts.

„Das steht schlimm, mein Sohn.“

„Nicht wahr? Wer so verlegt wird, wird selten gut.“

„Oder die Liebe muß sehr groß sein, und wenn Lieschen diese echte und wahre Liebe hat, dann liebt sie Dich heute noch.“

„Trotz meines Herumheiratens, von dem sie doch gewiß gehört hat?“

„Trotz allem, darum hin zu ihr und wirb um sie.“

„Möchtest Du mir nicht dabei behülflich sein?“

„Das werde ich schön bleiben lassen. Wie könnt ich auch? Hast Du dem armen Mädchen wehe gethan, so ist's auch Deine Pflicht, sie um Verzeihung zu bitten, alles andere wird sich dann schon finden.“

„Du hast recht, Mutter, ich will's versuchen, obgleich mir der Weg dorthin sauer wird; heute noch reise ich ab.“

„Das ist nicht nöthig. Ueberlege Dir die Sache nochmals, und wenn Du derselben Meinung bleibst, dann richte Dich so ein, daß Du Sonntag bei Rotts eintriffst.“

„Ich danke Dir, Mutter, und ich will Deinen Rath befolgen.“ —

Johann Heinrich Zech kam zum zweiten male in Kreuzberg an. Er sah den Müller auf der Windmühle stehen, und er ging zu ihm, um ihn zu begrüßen. Rott war in keiner rosigen Laune, und bald erfuhr der Besucher den Grund der Verdrießlichkeit.

„Denk' Dir mal, kommt der Sohn vom reichen Wassermüller aus Schönfließ vor acht Tagen zu uns und hält um die Liese an. Ich freue mich sehr über die vorzügliche Partie, denn außer einer anständigen Aussteuer kann ich meiner Tochter vorläufig nichts geben und sage natürlich „Ja“! Da aber schließlich die Liese in der Sache auch ein Wort mitzureden hat, so lasse ich sie rufen und wiederhole den Antrag der Form wegen. Nun rathe nur, was mir da passirt? Sie antwortet dem jungen Menschen, daß es ihr eine große Ehre sei, aber sie könne niemals seine Frau werden, da sie sich vorgenommen habe, nicht zu heiraten. Wir waren starr vor Erstaunen. Natürlich ist ihre Rederei Unsinn, sie wird irgend einen Habenichts zum Liebsten haben, aber sie soll mir nur kommen! Ist das nicht ein Scandal, wenn man sieht, wie das Mädel ihr Glück mit den Füßen von sich stößt?“

„Aber das ist ja herrlich!“ rief Heinrich und war wie der Blitz von der Mühle herunter.

Poppschüttelnd sah ihm der Müller nach, wie er mit langen Schritten dem Wohnhause zueilte.

Lieschen Rott saß in der Küche und las einen Brief wohl schon zum hundertsten male, den sie gestern empfangen. Sie wußte längst, was die holprigen Schriftzüge dort erzählten, trotzdem las sie ihn wieder und immer wieder. Da geht die Thür auf und „Heinrich!“ entfährt es ihren Lippen. Er sieht den Brief und wird stuhig. Ist der vielleicht von dem richtigen Liebsten, dem Habenichts? Einerlei, er muß Gewißheit haben, deshalb ist er gekommen. Darum tritt er näher und will seine wohlüberlegten Worte hersagen, aber er hat sie vergessen. Hochrothen Antlitzes ruft er: „Willst mich, mich elenden, mich herzlosen und gemeinen Menschen zum Mann?“

Sie wieder will schmollen, ihn zappeln lassen, aber — plötzlich halten sich beide fest umschlungen und des Herzens und Rüssens nimmt kein Ende. Da fällt ihm der Brief ein.

„Von wem ist er?“

„Von Deiner Mutter.“

„O, die gute, liebe Mutter!“

„Das ist sie,“ bestätigt Lieschen.

Indem kam Vater Rott.

„Also so steht die Sache? Werdet recht glücklich, Kinder!“

III.

Im März fand die Hochzeit statt, und in den letzten Tagen des Monats siedelte das junge Paar nach Thalheim über, in die Schuldienerwohnung der höheren Mädchenschule. Doch war die junge Frau sehr enttäuscht, als sie sah, daß sich die Dienstwohnung im Keller befand. Das Schulgebäude wies so viele und so ungeheure Räume auf, daß sie es garnicht fassen konnte, warum der Hauswart im Keller wohnen sollte. Nicht besser erging es dem Ehemanne, doch schwieg er, um sein ohnehin trauriges Weib nicht noch trüber zu stimmen. Die Flitterwochen waren nicht angenehm!

Beide sehnten sich nach Luft, Licht und Beschäftigung. Er vermied das kameradschaftliche Leben in der Kaserne mit seinen kleinen Freuden und Leiden, die gesunde Bewegung im Freien und die hohen hellen Räume, welche er als Soldat bewohnt; sie das Wirthschaften in Haus und Hof, Küche und Keller, Stall und Scheune. Keine Hausthiere, nicht einmal Geflügel hatte sie zu versehen, nichts zu thun, als die Wohnung in Ordnung zu halten und für zwei Personen die Mahlzeiten zu bereiten. Das sind Arbeiten, die man auf dem Lande nicht als solche anerkennt und nebenher besorgt. Sie wußte thatsächlich nicht, was sie den lieben, langen Tag anfangen sollte. Mit Vorliebe hatte sie daheim auf des Vaters Mühle gewohnt, und sich an dem herrlichen Anblick der bestellten Felder und saftigen Wiesen erquickt. Hier saß sie im Keller in einer ungesunden Atmosphäre, die dem Landkind doppelt schlecht vorkam und sah nichts, als die Füße der vorübergehenden Passanten und die Räder der Wagen. Kaum des Mittags wurde es ordentlich hell und schon früh mußte sie Gaslicht anzünden, von dem ihr, weil ungewohnt, die Augen schmerzten. Wohl hatte sie versucht, aus den Bodenfenstern des riesigen Hauses Ausschau zu halten, doch sah sie eine Legion von Dächern und qualmenden Schornsteinen, deren Anblick sie nicht befriedigte. War sie aber allein in ihrer Behausung und blickte durch die Eisenstäbe, so kam es ihr vor, als säße sie im Gefängniß, während der Herr Sergeant a. D. nicht das Gefühl los werden konnte, er habe Mittelarrest erhalten. Fast war es ihm leid, die Stelle, von der er sich so viel versprochen, angenommen zu haben, und es stand bei ihm fest, ein Jahr auszuhalten, sich aber während dieser Zeit nach einem andern Amte umzusehen. Die Frau Hauswart aber wäre am liebsten in das väterliche Haus nach Kreuzberg zurückgekehrt, nur die Liebe zum Gatten vermochte sie in Thalheim zurückzuhalten.

Am 1. April trat Hauswart Bech sein Amt offiziell an und meldete sich pflichtschuldig beim Oberbürgermeister. Dessen erste Frage war:

„Verheiratet?“

„Ja wohl.“

„Wie gefällt's Ihnen und Ihrer Frau in dem neuen Heim?“

„Bitte um Entschuldigung — schlecht!“

Der Herr sprang auf: „Schlecht?“

„Ja wohl, Herr Oberbürgermeister.“

„Warum?“

„Meine Dienstwohnung liegt im Keller, die Luft darin ist schlecht und ungesund, und meine Frau weint viel.“

„Das ist der Uebergang und wird sich legen. Ihre Frau hat Heimweh, trösten Sie sie und heizen und lüften Sie recht fleißig.“

„Das thue ich schon, Herr Oberbürgermeister.“

„Immer wieder, tagtäglich und nicht nachlassen! Am 9. April ist feierliche Einweihung der Anstalt und am 10. beginnt der Unterricht. Da werden Sie beide Arbeit bekommen, und das wird Ihnen sowie Ihrer Frau wohlthun.“ (Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Gruenwald Bromberg.

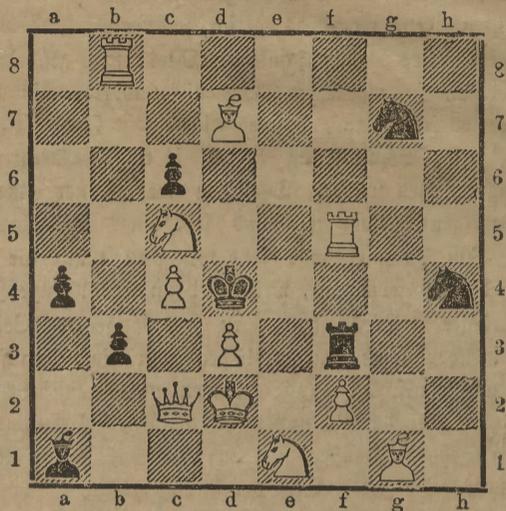
Kapselräthsel.

Gallert, Schneider, Blei, Orden, Kohlen, Banner, Blitzzug, Thekla, Eigenschaft.

In vorstehenden Wörtern sind, ohne Rücksicht auf deren Silbentheilung, neun Silben versteckt, die im Zusammenhang gelesen den Ausspruch eines deutschen Fürsten ergeben.

Schachaufgabe.

Von **



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

(11+8)

Auflösung des Bilderräthfels.

Wankelmuth erreicht nichts.

Auflösung des Diamantzahlenräthfels.

F
e l f
B r e g e n
B r e n n e n
F l e n s b u r g
N e u b u r g
B e u l e
U r n
g

Flensburg

Auflösung des Entwicklungsräthfels.

Major, Maser, Magen, Degen, Segel, Orgel, Orden.

Auflösung des Zahlenquadrats.

9	14	7
8	10	12
13	6	11

Auflösung des Kreuzräthfels.

O P S
U F A
E I D
F A S A N E R I E
P F I N G S T E N
B A L L S P I E L
A T E
L E U
I N N

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. cB; a9; b9, 8, 7; d10, K, 9, 8, 7.

M. a, bB; aA, 10, K, D; bA; cA; dA, D.

H. dB; a8, 7; b10; c10, K, D, 9, 8, 7.

Stat: bK, D.

Spiel:

1. B. dK, dA, dB (-17).

2. H. c10, cB, cA(-23).

3. B. d10, dD, b10 (-23). Damit haben die Gegner 63 erreicht.

Richtige Lösungen gingen ein von: Richard Bergmann, Lene Waschek, H. Stengel, H. Wolf, Martha Ciesla, Erna Schmidt, Erich Stübner, Elisabeth Stieff, C. v. N., Stanislaus Musielewicz, Willy Dennerlein, G. L., F. N., A. F., Hugo Moses, Max Chaskef, Carl Bragenheim, Albert Karau Bromberg, Hugo Werner Nafel, Ella Engelhardt Essen a. d. Ruhr.